



Heiko Michael
Hartmann

Und die Poesie?

Beklemmung! Unausweichlich befällt sie den, dem die Poesie des Wortes etwas bedeutet, denkt er an die Zukunft des Buches. Wird das Buch die Digitalisierung allen Wissens überleben? Und viel wichtiger noch: Wird nicht das Internet, dieses Spinnennetz des schnellen Wortes, den Menschen allen Sinn für die Feinheit des Begriffs und den Ausdrucksreichtum der Grammatik abtöten? Wird nicht alles sprachlich Wichtige in diesem internationalen Meer entgrenzter Kommunikation untergehen? Wer seiner Beklommenheit mit einer Tat begegnen will, dem bleibt der politische Kampf um Bildung, Buchpreisbindung und Urheberrechte. Oder er schreibt einen Aufsatz.

Was ist uns ein literarisches Buch? Mehr als ein sinnliches Erlebnis, mehr aber auch als ein Träger von Daten. Einen Menschen, der sein Lieblingsbuch herzt, verstehe ich. Jemand, der sich eine CD-ROM an die Brust drückt, wirkt eher komisch. Vielen verschafft das Betrachten einer Bücherwand Befriedigung, während das Unterbringen bloßer Datenträger zur Lästigkeit gerät. Auch berührt das Wegwerfen eines gelesenen Buches emotional stärker als das Löschen einer überflüssig gewordenen Datei. Die Unterschiede beim Lesen eines Buches oder eines digital vermittelten Textes sind nicht nur greifbar. Ich kann sie sehen, riechen, hören, nutzen. Sie sind real. Daher muss man nicht fürchten, das traditionelle Buch könne in einem Klima übertriebener Rationalität und Fortschrittsliebe unter der Hand verschwinden. Zu unterschiedlich verteilen sich die Vor- und Nachteile, zu verschieden sind die Leser und der Grad ihres sinnlichen Bedürfnisses. Wird also die einst einige Glaubensgemeinschaft der Leser ein ähnlich dauerhaftes Schisma zerteilen wie die Reformation die Christenheit? Wen das flimmernde Hin-und-her-Gehusche eines Textes und das Drücken von Kunststoffknöpfen am tieferen Versenken in geistige Inhalte oder vom Einswerden mit seinem Romanhelden abhält, der mag von der Notwendigkeit des

traditionellen Buchs ähnlich tief überzeugt sein wie ein Katholik von der Transsubstantiation. Einem Lese-Calvinisten wird solcher Aberglaube an bald vergilbendes und zerfallendes Papier wie ein überflüssiger Götzendienst erscheinen. Wer aber wie ein Lutheraner den Lauen seines Ichs mehr Raum lässt, den wird – hier stehe ich, morgen vielleicht woanders – pure Logik nicht davon abhalten, sich in seiner Sinnenlust auch mal an bibliophilen Schönheiten zu vergreifen.

Solche Glaubens- und Charakterdifferenzen müssen heute nicht mehr beunruhigen. Doch nehmen wir das Gleichnis einmal ernst. Dann liegt der Gedanke nahe, dass eine Glaubenszersplitterung vielleicht nur Vorbote eines allgemeinen Niedergangs des Glaubens ist. Welche Art von Glauben könnte hier zur Rede stehen? Einen Glauben an die Allmacht des Buches, vergleichbar mit dem Glauben an einen Gott, scheint es nie gegeben zu haben. Und doch, was bleibt von den Religionen der Christen, Juden und Mohammedaner, denken wir die Bibel und den Koran weg? Ohne tiefes Vertrauen in das aufgeschriebene und überlieferte Wort sind diese Religionen undenkbar. Derart ursprünglich und allgemein menschlich ist dieses Vertrauen und der Respekt vor dem Buch, dass selbst eingefleischte Atheisten sich beim Betreten einer Buchhandlung falls nicht wie Gläubige in ihrer Kathedrale fühlen, so jedenfalls anders als beim Fleischer, beim Bäcker oder im Computershop.

Was wird, lautet folglich die Kernfrage, aus jenem Vertrauen und Respekt? Wer oder was kann uns dieses Bedürfnis, das mit dem nach einer väterlichen Autorität manches gemein hat, im digitalen Zeitalter erfüllen? Die Entthronung des Buches vollzieht sich in Etappen. Man denke an den Erfolg des Hörbuchs in den letzten Jahren, vor allem aber an die ungeheure Vermehrung der Neuerscheinungen. Was ist denn noch ein Buch, wenn zu fast jedem Thema eine Unzahl davon erscheint und jeder, der durch Sport, Fernsehen oder Politik irgendwie bekannt



wird, eines veröffentlichen darf? Längst hat sich das Buch selbst um seine Ehre gebracht. Angesichts der Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit der Bücher inzwischen gedruckt, verkauft oder wieder eingestampft werden, erscheint das Aufkommen des digitalen Buchs, des sogenannten E-Books, wie eine kleine, bloß technische Weiterentwicklung. Endgültig übertrumpft und infrage gestellt wird das Buch aber durch das Internet. Ein Buch, gleich ob papieren oder digital, bleibt ein Medium. Es vermittelt Texte und Bilder. Das Internet aber ist mehr, es ist auch Medium von Medien, Forum, Markt. Damit scheint sich der bisherige Unterschied zwischen bloßer Kommunikation und Veröffentlichung in Pixel aufzulösen. Das Buch wird zum Brief, der Brief zum Buch. Im Internet kann jeder ohne größeren Aufwand veröffentlichen. Begreiflich, wenn dieser Gedanke Buchverlagen, Buchhandlungen und Schriftstellern wie ein Albtraum entgegenkommt. Der Albtraum aber gleicht dem von Monarchisten beim Aufkommen der Demokratie. Das Internet stellt bloß die technische Möglichkeit bereit, wichtige, bislang eher theoretisch garantierte Grundrechte auszuüben. Was nützte bisher die allgemeine Kunst- und Pressefreiheit, wenn sich keine Zeitung fand, die das eigene Anliegen abdruckte, kein Verlag, der sich für das Manuskript interessierte?

Der Strahlenkranz über dem Begriff der Demokratie verführt leicht zu der Hoffnung, es gebe in ihr keine Fremdbestimmtheit mehr. Der Einzelne und alle – als könne etwas mit dem, was sich als sein Gegenteil annimmt, leicht eins werden. Bedenkt man die Schwierigkeit des Einzelnen, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in diesem neuen Ozean der Auskunft und des Rats auf das eigene Anliegen, auf die eigene Website zu lenken; bedenkt man die Hilflosigkeit, mit der, wer, vom Puff-Geblinke vielfach verlinkter Internetseiten geblendet, in diesem Irrgarten der Verführung ohne fremde Hilfe nach dem Erhofften tastet, dann erscheint auch die Freiheit des Internets nur wie eine formale. Wer im Internet weiterkommen will, verlässt besser nicht die Bretter über dem Sumpf. Doch wer verlegt die Bretter? Die alten Autoritäten mag man loswerden, aber um die neuen – Suchmaschinen, erfolgreiche Auskunftsportale – kommt man schlecht herum. Sie wirken nicht unbedingt verlässlicher.

Die neue Zeit bringt zweierlei: Die Menge dessen, was als Lektüre leicht erreichbar ist, hat sich immens vergrößert, sie wächst mit jedem Tag; damit aber auch das Pro-

blem, sich bei der Auswahl entscheiden zu müssen. Zu kurz ist das Leben, zu viel wäre zu lesen. Leicht ist es nun geworden, durch ein endloses Labyrinth banaler Texte zu irren. Aber Lesen ist wie eine Hochzeit, die falsche Braut kostet ein Stück Leben. Und das allein ist der Schaden noch nicht. Texte können, was sonst nur eine *natürliche* Autorität vermag, Eltern, Lebenspartner, wichtige Freunde – Texte können das Denken und Handeln eines Menschen tiefgehend beeinflussen. Die Entscheidung des Lesers ist immer ein Vorschuss des Vertrauens und Respekts gegenüber demjenigen, dessen Text er liest. Ohne Glauben kein Lesen. Früher wurden das Vertrauen und der Respekt bereits dem Buch als Institution und Gegenstand entgegengebracht. Nun dagegen – man braucht eine große Inflation, um die Wahrheit, dass Geld eine Vertrauensgröße ist, in ihrem ganzen Ausmaß zu erleben. Ähnlich zwingt uns die neue Situation, nach den tieferen Gründen für die ›Heiligkeit‹ des Buches zu einem Zeitpunkt zu suchen, in dem sie zu verschwinden scheint.

Das verschämte Geheimnis des Buches – einer spricht, viele hören zu – liegt nun offen. Doch damit auch sein Mysterium: Ein Mensch nimmt sich Zeit und hört zu. Wie auch umgekehrt: Wer ein Buch schreibt, denkt lange nach. Wo diese Sorgfalt und jenes Vertrauen verloren gehen, da entschwindet dem Buch die Seelenkraft: Das Gespräch zwischen den Menschen verkleinert sich zur gegenseitigen Mitteilung, die Poesie weicht der Kommunikation. Gewiss, die Menschen stehen sich dann unmittelbarer gegenüber. Da aber mit der Poesie auch die Eigenkraft des einzelnen Wortes entflieht, verblasst jene magische Wirkung eines Textes, sprechend den Leser zum Gespräch mit sich selbst zu verführen. Es mag nicht gleich einleuchten, dass ausgerechnet jene ›autoritäre Position‹ des Buches dem Leser erst die Möglichkeit einer Intimität mit sich selbst verschafft. Und doch, alles Lesen ist jenseits von kommunikativer Übermittlung immer: sprechen mit sich selbst. Bücher bieten Möglichkeiten, sich selbst zu begegnen. Dem Autor kommt nur die Rolle eines Urhebers zu, nicht die eines Gesprächspartners. Inhalten können, jederzeit, das Gelesene, den Satz, das einzelne Wort überdenken und auf seine Wahrhaftigkeit befragen – das vermag, wer liest. Wie in jedem hierarchischen Verhältnis besteht zwischen Autor und Leser eine Ambivalenz der Macht: Der Autor darf sprechen. Wer aber spricht, entblößt sich, legt sich fest und verliert die Gewalt über sein Wort. Der Leser muss zuhören. Wer



aber zuhört, der erhält die Gewalt über das Wort, er kann es deuten und vermag über das Gelesene zu richten. Der Autor verwandelt die Welt in Buchstaben, der Leser Buchstaben in die Welt. Am Anfang gehört das Wort dem Autor, am Ende dem Leser. Die wahre Macht aber steckt im Wort selbst. Es ist Teil jenes Urmediums, ohne das niemand sprechen, denken oder überhaupt nur sein kann; das Medium, in dem der Mensch sich selbst erscheint – die Sprache.

Nicht als Triumph über das Buch darf man den Erfolg des Internets und des Phänomens ›SMS‹ deuten, sondern als Renaissance des *geschriebenen* Wortes. Sie befreien von den Grenzen des Sprechmediums Telefon und des Bildmediums Fernsehen. Ihr Erfolg beruht auf der urtümlichen Kraft des geschriebenen Wortes. Von grammatischer Simplizität und einer Stummelsprache, die hier entsteht, muss man sich nicht täuschen lassen. Liegt doch die Bedingung ihrer Möglichkeit in der Wirkkraft und Effizienz schon des einzelnen Wortes. Lesen ist – wie gesagt – immer auch Sprechen mit sich selbst. Jedes fremde Wort kann zum Hoffnungsträger werden aus der eigenen Welt der Sehnsüchte. So erklärt sich der Sog, den Blogs und Chats zu entfalten vermögen. Nicht der Macht des Computers, der des Wortes verdankt er sich.

Die Geschwindigkeit technischer Wandlungen schafft ein allgemeines Klima der Verunsicherung, der Hoffnung, die Welt werde neu, wie auch der Angst, nicht mehr mitzukommen, abgehängt zu werden. Dabei übersieht man leicht in dem, was neu erscheint, das Alte. Als vermöge jeder neue Elektro-Schnickschnack das Ewige, die Grundbedingungen unseres Lebens außer Kraft zu setzen. Gewiss, die Kommunikationsmedien begünstigen – wie alles Reden – das Kurze, Schnelle, Flüchtige. Doch darin kommt nur ihre Geistigkeit zum Ausdruck: das Aufblitzen der Sätze, ihr plötzliches Verschwinden, die Möglichkeit, auf einen Speicher großen Wissens zugreifen wie auch jederzeit in schwarzes Nichts abstürzen zu können – als sei der Computer nur deshalb erfunden worden, damit wir den Bemühungen unseres Gehirns auch einmal zuschauen können. So spröde und geistig ist dieses Medium, man muss sich bei seiner Verwendung schon zwickeln, um sicher zu sein, dass es eine Wirklichkeit gibt – ein Hinweis darauf, dass da etwas fehlt. Menschliches Dasein bleibt ohne sinnliches Erlebnis unerfüllt. Die Saiten der Fantasie vibrieren zu lassen, spürbare Stimmungen erzeugen zu können, das vermag das Wort. Verführerisch lockt überall seine Kraft, auch im Internet und im

Handy. Wem aber die Erfüllung mehr bedeutet als die bloße Verheißung, wer über den kurzen Kick hinauskommen will und ein nachhaltiges, ihn selbst veränderndes Erlebnis sucht, der nehme sich Zeit und greife zur Literatur. Dann erst löst sich ihm jener Widerspruch des ›fremdgelenkten Insichseins‹ auf, und der tiefere Sinn allen Lesens offenbart sich: Mit der Auswahl und dem eigenen Urteil findet der Leser zu sich selbst. Die Fremdbestimmtheit wird zur Selbstbestimmung, das Meer zum Schluck und ein Prozess in Gang gebracht, der zur Reifung der eigenen Persönlichkeit führen kann, zur Fähigkeit, auch im ›wahren‹ Leben zu bestehen.

Echter Fortschritt erfordert, dass man das Neue als eine zusätzliche Möglichkeit für sein Denken und Handeln in Betracht zieht, nicht, dass man das Neue tut und das Alte lässt. Einfältig, wer glaubte, nach der Entwicklung des Flugzeugs nicht mehr gehen zu müssen. Selbst Fliegen laufen. Und eher verzichten sie auf ihre Flügel als auf die Beine. Wo auch möchte man einst landen, wenn nicht auf den eigenen Beinen?